

Römer 15, 4-13 – 3. Advent

Peter Gbiorczyk

Liebe Gemeinde,

Paulus schreibt an die Christen in Rom, die sich als Minderheit in einer schwierigen Situation befinden. Es ist nicht einfach, weil ihr Glaube Ablehnung und Verfolgung mit sich bringt. Es ist aber auch in der eigenen Gemeinschaft nicht einfach, weil Christen aus verschiedenen Ländern und Traditionen miteinander leben lernen müssen. Sie sind offensichtlich in vielem nicht einig, grenzen sich gegenseitig ab. Und deshalb ermahnt Paulus sie, einträchtig miteinander zu leben, mit einem Mund Gott zu loben, einander anzunehmen wie Jesus zu seinen Lebzeiten andere annahm, ohne darauf zu sehen, ob es ein Mensch aus dem eigenen Land, gleicher Hautfarbe oder Religion war. Er war allen ein Diener geworden wie es hier heißt, einer der aus der Barmherzigkeit lebte. Deshalb sagt Paulus hier: Christen und Nichtchristen, alle die, die sonst nicht geachtet werden, sollen Gott um der Barmherzigkeit willen loben, die im Leben Jesu mit den Menschen anschaulich und nachlebbar wurde.

Und doch: dies ist leichter gesagt als getan. Nicht selten macht sich Hoffnungslosigkeit breit angesichts von Schwierigkeiten, denen auch wir in unserem Leben begegnen. Da sind wir schnell bei dem Sprichwort: Hoffen und Harren macht manchen zum Narren. Ist für uns heute die Zeit großer Hoffnungen für den einzelnen Menschen oder die Gesellschaft eher vorbei. Wir wollen uns nichts vormachen, wir wollen uns nichts einreden lassen von einem besseren, einvernehmlicherem Leben. Sollen wir etwa an ein Leben glauben, in dem die Barmherzigkeit die erste Rolle spielt? Die allgemeine Erfahrung lehrt uns doch eher das Gegenteil. Geht es nicht eher unbarmherzig zu für den Schüler, der nicht so gut ist? Geht es nicht eher unbarmherzig zu für den Arbeitnehmer, der nicht so leistungsstark ist? Müssen wir nicht eher realistisch sein im täglichen Lebenskampf, mit **kleinen** Freundlichkeiten uns zufrieden geben, eher

mit dem Überleben als mit hochfliegenden Plänen einer schönen neuen Welt für uns, für unsere Kinder, ja für die Menschheit überhaupt? Also: Hoffen und Harren macht eher zum Narren?

Die Bibel jedoch ist ein Hoffnungsbuch. Hier wird unaufhörlich inmitten all der Schwierigkeiten im privaten oder gesellschaftlich Leben gehofft und, das muss dann allerdings dazu gesagt werden, gehofft und im gegen allen Augenschein erhofften neuen besseren Leben auch gelitten.

Jesus von Nazareth ist voller Hoffnung für alle Mühseligen und Beladenen, voller Hoffnung auf neue Liebe, auf Frieden und Gerechtigkeit. Er muss jedoch erfahren, dass ein Mensch mit solchen Hoffnungen eher die Kreise derer stört, die die Macht in Händen haben und behalten wollen. Sie haben solche Hoffnungen nicht und wollen sie für das Volk auch nicht erfüllen helfen. Er, auf den so viele Menschen ihre Hoffnung setzten, wurde gefangen genommen und schließlich getötet.

Martin Luther hoffte im 16.Jahrhundert auf eine Erneuerung der Kirche und der Gesellschaft gerade durch eine Besinnung darauf, dass die Gnade und Barmherzigkeit geschenkt werden. Der Mensch erhält seine Würde und sein Lebensrecht nicht durch erbrachte Leistungen, sondern allein durch seine bloße Existenz. Der Widerstand gegen ein solches Christentum ließ nicht auf sich warten. Er wurde geächtet und verbannt und so schreibt er 1530 von der Veste Coburg in einem Brief an einen Freund: „Ich will die Wahrheit sagen. Ich bin in größeren Ängsten gewesen, als du hoffentlich sie jemals erfahren wirst, und ich wünsche keinem Menschen, auch nicht einmal denen, die jetzt so gegen uns wüten...dasselbe durchzumachen“. Er hat sich nicht gebeugt und nicht aufgegeben um der Menschen willen von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes zu reden. Er hat seine Hoffnung behalten und so schreibt er: „Hoffnung aber ist ein starker Mut und ein neuer Wille“.

Wenn wir heute vier Kinder getauft haben, so ist das Ausdruck für eben diese Wahrheit der Bibel. Würde und uneingeschränktes Lebensrecht haben sie einfach durch ihr Dasein. Keine Mutter und

kein Vater kämen auf die Idee, ihr neugeborenes Kind danach zu beurteilen, was es leistet oder wie es sich verhält. Kinder taufen wir auch gerade aus diesem Grund: Wir nehmen sie ohne Vorbedingungen als Menschen in die Familie auf und zugleich als Glieder der christlichen Gemeinde, in der man weiß, dass uns unser Leben geschenkt ist und auch unsere Begabungen. Wir merken an einem neu geborenen und kleinem Kind wie verletzlich und schutzbedürftig der Mensch ist und fühlen uns verantwortlich für Schutz und Förderung. Wir merken auch, und dann sind wir wieder beim leitenden Thema der Predigt heute, dass wir bei unserem Bemühen um diese Kinder vieles auf Hoffnung hin tun. Wir erhoffen für die Kinder ein glückliches und behütetes Leben, ein Leben, in dem sie ihre Fähigkeiten und Begabungen entfalten können. Wir erhoffen für sie ein Leben in Freiheit und in Frieden.

Noch einmal Martin Luther: „Hoffnung ist ein starker Mut und ein neuer Wille“. Auch in schwierigen Lagen unseres Lebens. Wir können sie nicht aus unserem Leben streichen. Da hofft ein Kranker auf Genesung, da hofft ein im Streit lebender Mensch auf Versöhnung, da hofft ein einsamer Mensch auf Liebe, da hoffen Menschen im Krieg auf Frieden, da hoffen Hungernde auf Brot.

Der Franzose Charles Peguy hat in einem eindrucksvollen Gedicht beschrieben, welches große Wunder die Hoffnung ist:

Der Glaube, der mir am liebsten ist, spricht Gott,
das ist die Hoffnung.
Der Glaube erstaunt mich nicht.
Die Liebe, spricht Gott, die erstaunt mich nicht.
Aber die Hoffnung, spricht Gott, die erstaunt mich,
Selbst mich.

Dass sie sehen, diese armen Kinder, wie alles geschieht,
und glauben, morgen werde es besser gehen,
das ist erstaunlich
und wahrlich das größte Wunder unserer Gnade.
Was mich erstaunt, spricht Gott, ist die Hoffnung,
diese kleine Hoffnung, die nach so gar nichts aussieht,

dieses kleine Mädchen Hoffnung,
die Unsterbliche.

Die kleine Hoffnung schreitet voran zwischen ihren
zwei großen Schwestern, und man hat nur acht auf sie.
Das Christenvolk sieht nichts als die zwei großen Schwestern,
die eine zur Rechten, die andere zur Linken.
Und es sieht sie fast nicht, die inmitten ist,
die Kleine, die noch in die Schule muss.
Denn Glaube sieht nur, was ist.
Sie aber sieht, was sein wird.
Liebe liebt nur, was ist.
Sie aber liebt, was sein wird
in der Zeit und für alle Ewigkeit.

Hoffnung sieht, was sein wird, auch gegen den Augenschein. Sicher
ist es dabei zugleich eine schmerzvolle Erfahrung, dass Hoffnungen
sich manches mal auch nicht erfüllen.



Dabei denke ich an ein Gemälde von George Frederic Watts, das mich sehr beeindruckt hat: Darauf wird die Hoffnung als ein Mensch dargestellt, der mit traurig gesenktem Kopf auf unserem Planeten sitzt und auf seinem Instrument die einzige nicht zerrissene Saite schlägt. Es gibt wohl niemand unter uns, der nicht den Schmerz enttäuschter

Hoffnungen und zerbrochener Träume erlebt hat. Und trotzdem lieben wir, wie es der Dichter gesagt hat, das was sein könnte, was sein wird.

Inmitten einer Welt und eines Lebens voller Spannungen, Gegensätze und Zerreißproben, inmitten einer Welt der sozialen Ungerechtigkeiten und der daraus zumeist hervorgehenden Kriege hat Paulus eine einfache, wenn auch vielleicht nicht leicht zu realisierende Vision: „Nehmt einander an, wie Christus uns angenommen hat zu Gottes Lob“. Er kennt die Geschichten solcher Annahme aus dem Leben Jesu und versucht danach zu leben. Hoffnung bekamen die Mühseligen und Beladenen und das Leben war nicht mehr nur das Bangen um das Leben in der nächsten Stunde oder den nächsten Tagen.

Paulus spannt den Bogen über das alltägliche Leben hinaus. Dieser Gott der Hoffnung, der sichtbar geworden ist in der Geschichte des alten Israel und im Leben Jesu stellt alle zwischen Menschen bestehenden Grenzen in Frage und hebt sie auf, auch zwischen Völkern und Rassen, Andersdenkenden und Andersgläubigen. Deshalb gibt es gleichermaßen für Christen und Nichtchristen Anlass zum Lob der Barmherzigkeit, die **allen** Menschen gilt. Paulus hat beim Schreiben seines Briefes an die Christen in Rom noch einmal in das Alte Testament gesehen, wo es im fünften Buch Mose heißt: „Freut euch, ihr Völker mit seinem Volk“. Zum Schluss zitiert er dann ein Wort des Profeten Jesaja, das in den Kirchen zur Advents- und Weihnachtszeit wichtig ist, weil damit für die Christen das Kommen Jesu angekündigt wird: „Es wird kommen der Spross aus der Wurzel Isaïs“. Auf ihn können Menschen hoffen in ihrem immer wieder gefährdetem Leben. Im letzten Vers unseres Predigttextes fasst Paulus zusammen und ich möchte ihn auch an das Ende dieser Predigt stellen:

„Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, dass ihr immer reicher werdet in Hoffnung durch die Kraft des Heiligen Geistes“

Lassen sie mich an das Ende dieser Predigt eine Geschichte stellen, in der Wolfgang Weyrauch einzufangen versucht, was passiert, wenn etwas von diesem Geist Jesu in unseren Tagen lebendig wird. Er überschreibt diese Advents- und Weihnachtsgeschichte mit dem Titel: „Komischer Lehrer“:

„Es war freitags, in der letzten Stunde, vor den Weihnachtsferien. Irgendein Lehrer, den die Kinder nicht kannten...erzählte, in Geschichte, irgendetwas aus dem Mittelalter. Ausgerechnet, dachten die einen von den Schülern, so ein langweiliges Zeug. Die anderen hörten gar nicht erst hin. Wieder andere meinten, dass ein Kinderkreuzzug im Jahre 1212, von Europa nach Asien, nichts mit dem Jahr 1973 zu tun hätte, oder mit der Stadt Frankfurt am Main, wo sie wohnten“.....Sie fanden das alles absonderlich, auch die Rede vom Frieden auf Erden. Das gibt es doch ebenso wenig wie den Osterhasen! In der Weihnachtszeit aber geschah dann bei den Kindern Unerwartetes und Wunderbares, wie im Märchen:

Anna überholte ihr Rad selber, obwohl ihre Eltern ihr Geld dafür gegeben hatten, das Rad bei einem Mechaniker reparieren zu lassen, und für das Geld kaufte sie sich ein Buch, sie, die eigentlich nie etwas las. Bernhard, der bisher immer im Scrabble gewonnen hatte, verlor ein paar mal absichtlich, damit die anderen, mit denen er spielte auch einmal was vom Spiel hatten...Erich brachte seinen jüngeren Bruder, der sich so vor dem Zahnarzt fürchtete, dass er lieber das Zahnweh als die Behandlung aushielt, zum Arzt und schnitt solche Fratzen dabei, , dass der jüngere über den Späßen des älteren alles andere vergaß. Frieda fischte einen alten Mann, der sich das Leben nehmen wollte, aus dem Fluss, und wäre dabei fast selber dabei ertrunken...Georg verzichtete auf seinen Preis, den beim Spiel gewonnen hatte, und ließ einen anderen Jungen zum 6-Tage-Rennen fahren“. Solche und ähnliche Dinge passierten. Als sie nach den Weihnachtsferien wieder in der Schule waren, erzählten sie ihre Erlebnisse. Die übrigen Schüler

lachten sie aus: Nein, soviel ja keiner! Woher habt ihr bloß die ganzen guten Taten, das würden wir gerne wissen?“

Eine phantastische Geschichte, aber voller kleiner Hoffnungen für andere Menschen, voll der Hoffnung, die Martin Luther meinte, die starken Mut und neuen Willen gibt.